

«IM BERGWALD

BRAUCHT ES GEDULD»

Die Wanderung zur Gandfurggele führt durch den Boligenwald oberhalb von Matt. Mit verschiedenen Laub- und Nadelbäumen ist dieser gut durchmisch und bietet Schutz, in erster Linie vor Steinschlag. Kritischer ist die Lage beim Meissenwald weiter taleinwärts, der mehr Pflege verlangt. Das Bergwaldprojekt ist in beiden Wäldern aktiv. Eindrücke von einem Freiwilligeneinsatz vor Ort.



Der Wald muss ausgedünnt werden. Vorsichtig fällen
Freiwillige die Fichten im Glarner Meissenwald.

Nebelschwaden hängen zwischen den Baumstämmen, es ist dunkel und tropft von den Zweigen. Vor zwei Fichten, deren Stamm mit einem roten Band gekennzeichnet ist, macht die Gruppe halt: Diese Bäume müssen weg. Ruhig erklärt Nora, wie erst bestimmt wird, in welche Richtung die Bäume fallen müssen, dann wie der Fallschnitt anzusetzen ist, wie die Fallkerbe gehauen wird. Matthias, 59, Chemielaborant aus Hamburg, greift zu Säge und Beil. Er ist ein Profi. Beherzt haut er die Kerbe auf der richtigen Höhe in den Stamm, sägt dann von der anderen Seite bis fast in die Mitte. Zwei Keile, die Matthias in den Schnitt schlägt, helfen nach. Kurz darauf kracht die Fichte zu Boden. Genau dort, wo er sie haben wollte.

Bäumchen von Hand hochgetragen

Einfach ist das nicht, aber machbar. Am Tag zuvor hatte sich das noch kaum einer vorstellen können. Nach dem Abendessen in der Forsthütte Tüchelboden hoch über dem Talboden von Elm sitzen die Helferinnen und Helfer draussen. Von dem angekündigten Regen ist noch wenig zu sehen. Der Blick gibt das spektakuläre Panorama frei, den Horizont im Süden bekränzen die Zacken der Tschingelhörner, darunter zieht sich die markante Linie der Glarner Hauptüberschiebung, das Martinsloch ist zum Greifen nah. Früher, erklärt Nora, sei die ganze Bergflanke um die Aussichtsterasse herum beweidet worden. Heute steht hier ein Schutzwald, der Meissenwald, das Gebiet, in dem das Bergwaldprojekt seit sechzehn Jahren mit Freiwilligen arbeitet. Die Stiftung war 1987 gegründet worden, als das Waldsterben ein grosses Thema war. Nora hat ihre Lehre beim Förster in Elm gemacht und sich zur Forstingenieurin weitergebildet. Jetzt leitet die 34-Jährige den

Projekteinsatz. «Nachdem zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Sernftalbahn gebaut worden war, um den im Tal abgebauten Schiefer zu transportieren, verschütteten die Lawinen im Winter die Gleise zum Teil mehrere Meter hoch», sagt Nora. Daraufhin begannen die Leute aus Elm, den Schutzwald zu pflanzen. «Dazu trugen sie die jungen Bäumchen und die Erde aus dem Tal hoch.»

Heute steht der Wald zu dicht. Für die Freiwilligen gibt es zwei Dinge zu tun: den Wald ausdünnen und eine Wiese mähen, damit sie nicht vergandet. Die Gruppe freut sich darauf, eine ganze Woche draussen in der Natur zu verbringen. «Mir hat die Vorstellung gefallen, mit Gleichgesinnten etwas anzupacken», sagt Christian aus der Schweiz. Thomas, der aus Deutschland angereist ist, wanderte im Vorjahr auf der Via Alpina durchs Sernftal und wollte mit seiner Tochter Emma, die in Deutschland schon zweimal beim Bergwaldprojekt mitgemacht hat, noch einmal zurück in die Gegend. Iuliia aus der Ukraine liebt die Natur und will ihr mit ihrer Arbeit deshalb etwas zurückgeben. Und Christoph ist froh, dem «Moloch» Berlin zu entkommen und eine Woche das gewaltige Bergpanorama zu geniessen. Die meisten haben ihr eigenes Zelt mitgebracht, einige weniger Mutige ziehen ins Matratzenlager in der Hütte.

Eine Wiese für die Hirsche

Anderntags, um Viertel nach Sieben, stehen der Förster und einer seiner Mitarbeiter vor der Hütte. Sie tragen schwere Regenjacken, der Wetterdienst hat recht behalten, in der Nacht hat der Regen eingesetzt. «Fürs Mähen ist das besser, das Gras bietet mehr Widerstand», sagt Vorarbeiter Res. Er geht mit der einen Gruppe zur Bergwiese, die gleich hinter der Hütte beginnt. Wieso das Gras gemäht werden muss? «Die Wiese soll eine Pufferzone zwischen der

Alp weiter vorne und dem Schutzwald bilden», erklärt Res. Mit ihr habe das Wild eine Fläche zum Äsen. Die Hirsche, Rehe und Gämsen liessen so die jungen Triebe im Wald eher in Ruhe.

Jeder nimmt also eine Sense und einen Schleifstein. Dann zeigt Jasmin, die Gruppenleiterin, wie es geht: «Immer den Höhenlinien nach, schön gleichmässig, die Klinge wie auf einer Schiene über das Gras führen.» So einfach, wie es aussieht, ist es nicht, aber Raphaël aus der Romandie hat das schnell im Griff. Ratsch, ratsch, ein würziger Duft steigt in die Nase. Weiss leuchtende Margeriten, blaue Glockenblumen, lila Klee, Thymian, Majoran, Disteln und die an den Grashalmen hinabperlenden Regentropfen: Die ganze Pracht der Magerwiese fällt dahin. «Eigentlich ein Jammer», ruft Antje aus Potsdam, «eine ganze Heilkräuterapotheke haben wir hier.» Um die Vielfalt der Blumen und Gräser zu erhalten, sollen der Wiese nicht zu viele Nährstoffe zugeführt werden, deshalb rechnen die Helfer später das gemähte Gras und die Blumen zu Haufen zusammen, wo sie verrotten können. «Das führt dem Boden Stickstoff zu. Die Brennnesseln und der Eisenhut lieben das», sagt Res. So entstehen ideale Wachstumsbedingungen für wieder andere Pflanzenarten.

Baumgruppen im Schutzwald

Die Gruppe im Wald bearbeitet derweil den Stamm der gefällten Fichte. Engelbert und sein Sohn Simon aus Deutschland greifen zur Axt und schlagen die Äste ab. Still und konzentriert arbeiten sie. Danach nehmen sie die Schälleisten und lösen die Rinde, bis der Stamm ganz nackt ist. So verhindern sie, dass sich der Borkenkäfer im geschlagenen Holz ausbreitet, was für den Schutzwald fatal wäre. Die abgehauenen Zweige, die Rinde, die Baumstämme werden vor

den meterhohen Baumstrünken aufgehäuft und vor Ort gelassen. Auch sie führen dem Boden Nährstoffe zu. Zugleich schützen sie vor Gleitschnee.

Welche Bäume gefällt werden, entscheidet Förster Heinz Brühwiler. Er ist mit der Waldgruppe mitgegangen, zeigt auf den Waldboden und erklärt: «Nur Nadeln, das ist kein gutes Zeichen, die Fichten stehen zu dicht.» Etwas weiter drüben steht eine Gruppe Bäume umringt von Grasbüscheln. «Besser sind Bäume, die beieinanderstehen wie eine Familie, einander stützen, aber genug Raum haben, sich zu widerstandsfähigen Bäumen zu entfalten». Die Anpflanzung hier stammt aus den 1960er-Jahren, und die Bäume sind heute mittelhoch. Zusammen mit Gruppenleiter Simon, auch aus Deutschland, der sich zum Forstingenieur ausbilden lässt und ein Praktikum beim Bergwaldprojekt macht, geht der Förster durch den Wald. Welcher Baum soll gefällt werden, um den verbleibenden bessere Wachstumsbedingungen zu verschaffen? Der Entscheid ist oft nicht einfach.

► Ausprobieren und begleiten

Nur wenige Schritte entfernt liegen die Hänge, die vor rund 100 Jahren mit Trockensteinmauern terrassiert und bepflanzt wurden. Viel zu dicht stehen die Fichten dort, dürre Äste ohne Nadeln säumen die Stämme, die Kronen reichen niemals zwei Drittel hinab, wie es erforderlich wäre. Früher habe man gedacht, je mehr Bäume, desto besser, sagt Heinz Brühwiler. Fällt man einzelne, werde allerdings der Wald geschwächt, bis Jüngere und Kräftigere nachgewachsen seien. «Das ist ein gewisses Risiko. Aber drei Jahre vor meiner Pensionierung kann ich es wagen, hier etwas auszuprobieren.» Einige Bäume tragen Markierungen. Doch in diesem Waldstück braucht man Maschinen und die entspre-

chende Ausbildung, diese Bäume sind zu gross für das Bergwaldprojekt.

Die Möglichkeit, etwas zu wagen, auszuprobieren und über die Jahre hinweg in regelmässigen Abständen zu begleiten, ist es auch, was der Förster an der Zusammenarbeit mit dem Bergwaldprojekt schätzt. Wer im Wald auf dieser Höhe

etwas erreichen wolle, brauche viel Geduld, sagt er. Das merken auch die Teilnehmer, vor allem jene, die immer wieder kommen. So wie Matthias, der seit 2002 dabei ist: «Man lernt hier über die Erfahrung, nicht über den Kopf.»

> www.bergwaldprojekt.ch



Ein Freiwilliger entrinde eine gefällte Fichte, damit sich nicht der Borkenkäfer einnistet.